

HEYNE <



Beppe Severgnini, geboren 1956, lebt in Crema, in der Lombardei. Von 1996 bis 2003 war er Italienkorrespondent der Zeitung *The Economist*, seit 1998 führt er im *Corriere della Sera* die Kolumne »The Italians«. 2004 wurde er zum »Europäischen Journalisten des Jahres« gewählt. Seine Bücher sind nicht nur in Italien Bestseller, sondern auch in den USA, England und Deutschland.

BEPPE SEVERGNiNi

Überleben
ITALiEN

... ohne verheiratet, überfahren
oder verhaftet zu werden

Aus dem Italienischen
von Bruno Genzler

WILHELM HEYNE VERLAG
MUENCHEN

Titel der Originalausgabe: *La testa degli italiani*
Originalverlag: Rizzoli, Mailand

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

8. Auflage
Taschenbisherstausgabe 04/2011

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Beppe Severgnini
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2007
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Der Wilhelm Heyne Verlag, München, ist ein Verlag der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung:
Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-64527-1

www.heyne.de

*Für Indro Montanelli,
wie vereinbart*

*»In dieser Lage ist Ehrlichkeit mit sich
selbst die beste Art der Vaterlandsliebe.«*

Luigi Barzini, *Die Italiener*

Inhaltsverzeichnis

Freitag – Erster Tag: Von Malpensa nach Mailand

Am Flughafen, wo wir zeigen, dass wir Ausnahmen mehr als Regeln lieben	15
Im Straßenverkehr oder Psychologische Studien vor der Ampel	26
Im Hotel oder Einzelfälle im Doppelzimmer	34

Samstag – Zweiter Tag: In Mailand

Im Restaurant	45
Im Modegeschäft, dem Feld verlorener Schlachten	60
Im Nachtlokal, wo Füchse zu Pfauen werden	71

Sonntag – Dritter Tag: Weiterhin in Mailand

Die Hausgemeinschaft – ein mehrstöckiger Wohnort für vielfältige Neurosen	81
Im Wohn-/Esszimmer, dem Operationszentrum häuslicher Gegenspionage	88
Schlafzimmer, Bad und die Probleme einer beengten Privatsphäre	99

Montag – Vierter Tag: In Richtung Toskana

Im Zug, wo viele reden, wenige zuhören und alle verstehen	109
Im Museum: schöne Mädchen an den Wänden Signorina Seminuda oder Glotze auf Italienisch	119 126

Dienstag – Fünfter Tag: In der Toskana

Säuregelbe Landhäuser	139
Die italienische Piazza – ein gesellschaftliches Antidepressivum	150
Das italienische Fenster – Tribüne und Theaterloge	162

Mittwoch – Sechster Tag: In Rom

Von Handys, Banken und Warteschlangen	173
Im Büro, dem Schauplatz geordneter Anarchie	185
Im Einkaufszentrum oder Ein Stück Amerika mitten in Italien	196

Donnerstag – Siebter Tag: In Neapel

Der Gehweg oder Vom kollektiven Individualismus	209
Das Auto oder Liebe auf engstem Raum	217
Patriotisch und ahnungslos – der Italiener auf Reisen	229

Freitag – Achter Tag: Auf Sardinien

Im Hafen	241
Am Strand – Exhibitionismus mit Schamgefühl	248
Gärten – Blüte im Verborgenen	258

Samstag – Neunter Tag: In Crema

Die Kleinstadt als Rettungsring	269
Und sie bewegen sich doch: Denkmäler	277
Schulen – verbindende Erinnerungen	287

***Sonntag – Zehnter Tag: Von Crema zum Flughafen,
mit einem Abstecher über San Siro***

In der Kirche oder Vom moralischen Menü	297
Das Fußballstadion oder Der FKK-Strand der Emotionen	307
Der Horizont oder Wir brauchen einen neuen Kolumbus	317

Danksagung	324
------------	-----

Ortsregister	325
--------------	-----

Personenregister	330
------------------	-----

Freitag

ERSTER TAG

Von Malpensa nach Mailand

Am Flughafen, wo wir zeigen, dass wir Ausnahmen mehr als Regeln lieben

Italiener zu sein, ist ein Fulltime-Job. Keinen Augenblick vergessen wir, wer wir wirklich sind, machen uns aber einen Spaß daraus, diejenigen, die uns beobachten, zu verwirren.

Misstrauen Sie dem spontanen Lächeln, den wachen Augen, der Eleganz vieler und der Lässigkeit aller, die Ihnen begegnen. Dieses Land wirkt sexy, verspricht Aufmerksamkeit und Sinnesfreuden. Aber lassen Sie sich nicht täuschen. Oder bitte, tun Sie es, wenn Sie unbedingt wollen, aber kommen Sie nachher nicht auf die Idee, sich zu beschweren.

Ein amerikanischer Reisender schrieb einmal: *Italy is the land of human nature*, »Italien ist das Land der menschlichen Natur.« Stimmt das – und es sieht ganz danach aus –, wird Ihre Erkundungsreise zu einem Abenteuer. Eine gute Karte wäre von Vorteil.

Sie haben also zehn Tage Zeit? Gut, dann schlage ich Ihnen Folgendes vor: Wir reisen durch das Land und schauen uns jeden Tag drei Orte genauer an. Die klassischen Stätten einer Italienreise, über die schon so viel geschrieben wurde – vielleicht weil man so wenig darüber weiß –, sowie jene Orte, die typisch sind für unseren italienischen Alltag. Da wir schon mal hier sind,

wollen wir mit dem Flughafen beginnen. Später werde ich Ihnen unsere ungeschriebenen Verkehrsregeln erläutern, die anarchistischen Tendenzen in einem italienischen Büro, den Rededrang im italienischen Zug, die Theatralik im Hotel oder die Weisheit bei Tisch im Restaurant. Die Einsamkeit im Fußballstadion und das Gedränge im Schlafzimmer, der sinnliche Trost der Kirche und die Bedeutung des Strandlebens, die Neurosen einer Hausgemeinschaft und die Solidarität im heimischen Wohnzimmer, Fernsehen, Piazza und Einkaufszentren – all das sind Orte und Themen, die uns beschäftigen werden.

Dreißig Orte in zehn Tagen. Eine anstrengende Tour, auf der Suche nach dem Weg, der direkt in den Kopf der Italiener führt.

Zunächst einmal müssen Sie sich eines klarmachen: Ihr *Italy*, Ihr Italien, ist nicht unser *Italia*. *Italy* ist eine leichte Droge, die in allseits bekannten Formen gedealt wird: sanfte Hügel im Sonnenuntergang, Oliven- und Zitronenbäume, roter Wein und schwarzhaarige Jugendliche. *Italia* hingegen ist ein Labyrinth. Faszinierend, aber verworren. Man gerät leicht hinein und irrt dann jahrelang orientierungslos darin herum. Mit größtem Vergnügen, versteht sich.

Auf der Suche nach dem Ausgang stützen sich viele Fremde auf die Urteile früherer Reisender von Goethe bis Stendhal, von Lord Byron bis Mark Twain, die sich alle rasch ihre feste Meinung über unser Land bildeten und gar nicht schnell genug nach Hause kommen konnten, um sie niederzuschreiben. Diese Autoren werden

bis heute immer wieder zitiert, so als ob seit deren Zeiten alles gleich geblieben wäre. Das ist natürlich nicht wahr. Manches hat sich schon geändert in Italien. Aber man muss schon sorgfältiger hinschauen, um herauszufinden, was genau.

Modernere Reiseberichte lassen sich grob in zwei Kategorien einordnen: Chroniken einer entflammenden Liebe und Zeugnisse einer bitteren Desillusionierung. Zeichnen sich Erstere durch einen gehörigen Minderwertigkeitskomplex gegenüber unserem Privatleben aus (vor allem, was den Zusammenhalt der Familie und die ausgezeichnete italienische Küche betrifft), so sind Letztere von einem Überlegenheitsgefühl ange-sichts unserer öffentlichen Probleme getragen (man findet stets eine scharfe Abrechnung mit der Korruption im Land und einen langen Abschnitt über die Mafia).

Die Chroniken einer entflammenden Liebe, üblicherweise von amerikanischen Frauen geschrieben, erzählen von einer Leidenschaft ohne Interesse: Beschrieben wird ein saisonales Paradies mit einem tollen Klima und herzlichen Menschen. Die Zeugnisse einer Desillusionierung, fast immer von englischen Männern verfasst, verraten hingegen ein Interesse ohne Liebe. Sie beschreiben ein befremdliches Land, das wie von unzuverlässigen Menschen bewohnt und von undurchschaubaren, teuflischen Mechanismen gesteuert wirkt.

Dabei ist Italien keine Hölle. Dazu ist man zu freundlich. Aber auch kein Paradies. Dazu ist man zu undiszipliniert. Einigen wir uns darauf, es ist ein ungewöhnliches Fegefeuer voller stolzer büßender Seelen, die alle glauben, persönlich ein privilegiertes Verhältnis zum

Hausherrn zu haben. Ein Ort, der uns im Umkreis von hundert Metern und im Verlauf von zehn Minuten in Rage bringen und in Verzückung versetzen kann. Eine Art Labor, einzigartig auf der ganzen Welt, das einen Botticelli ebenso hervorbringen konnte wie einen Berlusconi. Ein Ort, dem wir entfliehen möchten, wenn wir dort leben, und an den es uns mit Macht zurückzieht, sobald wir geflohen sind. Ein solches Land ist natürlich nicht leicht zu beschreiben und noch schwieriger zu verstehen. Vor allem für Sie als Ausländer, der, mit ordentlichem Übergepäck an Fantasie angereist, gerade den Zoll am Flughafen passiert hat.

Schauen Sie sich nur mal um. Wer geschrieben hat, ein Flughafen sei ein »Nicht-Ort«, war nie hier in Malpensa, am anderen Mailänder Flughafen Linate oder am römischen Fiumicino. Oder er war dort, hatte aber zu viel damit zu tun, den Leuten auszuweichen, die mit ihren Handys beschäftigt sind und nicht schauen, wo sie hilaufen.

So ein italienischer Flughafen hat etwas radikal Italienisches. Er ist wie ein Zoo, aber mit Klimaanlage, in dem die Geschöpfe nicht beißen und Gift nur in der einen oder anderen spitzen Bemerkung verspritzen. Wer die Klänge und Zeichen zu deuten weiß, spürt, dass sich ständig irgendetwas anbahnt. Üblicherweise außergewöhnliche Dinge. Denn bei uns ist die Normalität außergewöhnlich. Haben Sie zufällig »Terminal« gesehen? Glauben Sie mir, spielte der Film hier in Malpensa, hätte sich Tom Hanks nicht nur in Catherine Zeta-Jones verliebt, sondern auch eine Partei gegrün-

det, ein Referendum auf den Weg gebracht, ein Restaurant eröffnet und ein Straßenfest organisiert.

Achten Sie mal auf die kindliche Freude, mit der hier Passanten Geschäfte betreten, oder wie kreativ sie sich Beschäftigungen ausdenken, um sich die Zeit zu vertreiben. Oder fällt Ihnen auf, wie befangen sie angesichts von Uniformen werden, ganz gleich, ob ein Pilot auf Zwischenlandung darin steckt oder ein Mann vom Reinigungsdienst? Seit Jahrhunderten schon verursacht uns Autorität Unbehagen, und um diesem beizukommen, haben wir ein ganzes Waffenarsenal entwickelt: Schmeicheleien und Gleichgültigkeit, Vertraulichkeit und Komplizenschaft, offene Feindseligkeit und gespielte Bewunderung. Sehen Sie sich mal die Gesichter der Leute an, die durch die Automatiktüren der Ankunftshalle für internationale Flüge treten. Fällt Ihnen diese kaum wahrnehmbare Erleichterung auf, weil sie die Zollkontrolle hinter sich gebracht haben? Dabei haben die allermeisten Passagiere gar nichts zu verbergen. Aber darauf kommt es nicht an. Was zählt, ist nur: Eine Uniform stand im Weg, und jetzt ist der Weg frei.

Schauen Sie mal, mit welcher Erleichterung, ja Zuneigung sie ihre vom Rollband gewuchteten Gepäckstücke betrachten. Beim Check-in waren sie nämlich keineswegs davon überzeugt, sie am Ziel wiederzusehen, und hatten nichts unversucht gelassen, sie als Handgepäck mit an Bord zu nehmen. Lauschen Sie mal den Wortwechseln der Paare, die jetzt noch eine Spur giftiger als üblich geführt werden, weil man sich in der Öffentlichkeit befindet (»Aber Mario, du hast doch gesagt, dass du die Pässe eingesteckt hast!«). Oder bewun-

dern Sie die Theatralik der Familien, die von der großen Reise zurückkehren. Ihre Gesten und Rituale, ihr Bit-ten, Auffordern und Rufen – Mama fragt, wo der Sohn ist, Papa sucht und ruft nach dem Sohn, Sohn antwor-tet, Papa sagt Mama Bescheid, aber jetzt ist Mama ver-schwunden – sind die gleichen, die sie auch in einem New Yorker Hotel oder auf einem Markt in London vorgeführt haben.

In Malpensa findet man im Keim bereits alles, was unser Land ausmacht. Nur naive Beobachter können das für Chaos halten. In Wirklichkeit ist es eine Auffüh-
rung, Improvisationstheater mit fähigen Schauspielern, von denen sich keiner als Statist sieht, sondern alle als Hauptdarsteller, egal, wie winzig ihre Rollen sein mö-
gen. Federico Fellini wäre ein guter Ministerpräsident geworden, hätte er sich nur zur Wahl gestellt. Denn wer die Italiener regieren will, muss ein großer Regisseur sein.

Was lässt sich sonst auf einem italienischen Flughafen lernen? Nun, zum Beispiel, dass auch hier wieder einmal unsere größte Stärke – die Liebe zu allem Schönen – in unsere größte Schwäche umzukippen droht, weil sie uns davon abhält, uns für das »Richtige« zu entscheiden.

Sehen Sie mal dort drüben die Mädchen vor dem Handy-Laden, wie sie sich verführerisch auf ihren Hockern räkeln. Manch eine wird ein Telefon nicht von einer Fernbedienung unterscheiden können, aber alle sind sie unbestreitbar attraktiv. Warum haben die Mo-bilfunkbetreiber sie dort platziert, anstatt qualifiziertes Personal zu beschäftigen? Na, weil die Kunden es so ver-

langen. Gefragter als ein wacher Geist sind eben lange Beine.

Bleiben wir noch einen Moment dabei, denn aus der Sache lässt sich einiges lernen: Auch wenn sie keinen Minirock trägt, sind wir Italiener bereit, der Schönheit vieles zu opfern. *Never judge a book by its cover* klingt in italienischen Ohren unverständlich. Nein, wir beurteilen ein Buch nach dem Einband, einen Politiker nach seinem Lächeln, den Anwalt nach seinem Büro, die Sekretärin nach ihrem Auftreten, die Lampe nach ihrem Design, ein Auto nach seiner Form und die Menschen nach ihren Titeln (nicht zufällig ist jeder vierte Italiener Vorsitzender von irgendetwas). Schauen Sie sich die viele Werbung hier im Flughafen an, für Autos, Taschen, Kosmetika etc. Niemand wirbt damit, wie gut sein Produkt funktioniert; nein, erklärt wird uns, wie unwiderstehlich wir sein werden, wenn wir es kaufen. Als hätten wir Italiener solche Aufpäppelungen nötig.

Würde unsere Begeisterung für das Schöne bei den Handymädchen, bei Lampen oder Autos Halt machen, wäre die Sache ja halb so wild. Leider begleitet sie uns aber auch auf dem Gebiet der Moral und verleitet uns, wie erwähnt, dazu, Schönes mit Gute oder Richtigem gleichzusetzen. Im Italienischen, und nur bei uns, sagen wir *fare bella figura*, eine »schöne Figur machen«, wenn es um einen »guten Eindruck« geht. Überlegen Sie mal, wie aufschlussreich: ein ästhetischer Begriff für eine bestimmte Verhaltensweise.

Sehen Sie die ältere Dame dort drüben, wahrscheinlich eine Französin? Sie steckt in Schwierigkeiten. Ge-

rade hat sie ihre zwei großen Koffer vom Gepäckband gezogen und findet keinen Kofferkuli. Ginge ich zu ihr, um mich vorzustellen und ihr meine Hilfe anzubieten, so würde sie wahrscheinlich erleichtert annehmen. Zugleich aber würde etwas Seltsames geschehen, eine Art Verdopplung, ja Persönlichkeitsspaltung. Während Beppe die Sache in die Hand nähme, würde Severgnini die Szene von außen beobachten und schließlich sich selbst beziehungsweise Beppe für sein Tun loben, der dieses Lob entgegennähme und zufrieden seiner Wege ginge.

Unser Exhibitionismus ist schon etwas Besonderes. Er kann gänzlich auf ein Publikum verzichten, denn auf psychologischer Ebene sind wir uns selbst genug. Und wo liegt dann das Problem? Nun, ganz einfach darin, dass uns schöne Gesten zu gut gefallen und uns im Grunde wichtiger sind als richtige Verhaltensweisen. Denn vermitteln uns Erstere ein angenehmes Gefühl, so sind Letztere doch eher mühsam. Leider machen zehn gute Taten noch keinen zu einem guten Menschen, so wie ihn zehn Missetaten nicht unweigerlich zum Sünder stempeln. Theologen unterscheiden hier zwischen *actum* und *habitus*: Weniger auf die Episode kommt es an, als auf die Gewohnheit.

Mit anderen Worten: Wollen Sie Italien wirklich verstehen, so legen Sie die Reiseführer beiseite und beschäftigen Sie sich mit Theologie.

Die Ethik geht in der Ästhetik unter. Ein ausgeprägter Sinn für alles Schöne: Damit wäre unser erster Schwachpunkt benannt. Wir haben aber noch mehr davon: Wir

sind einzigartig, intelligent, gesellig, flexibel und sensibel. Zum Ausgleich verfügen wir aber auch über diverse Stärken: Wir sind überkritisch, häuslich, fügsam, so friedlich, dass es Feigheit nahekommt, und so großzügig, dass es an Naivität grenzt. Verstehen Sie jetzt, warum wir Italiener so befreudlich wirken? Weil die Eigenschaften, die allgemein als Tugenden gelten, unsere Schwächen sind. Und umgekehrt.

Wir sind einzigartig, sagte ich, und das muss wirklich keine Tugend sein. Überrascht? Nun, dann hören Sie mal zu. Vor zwei Stunden saßen Sie noch in einem Airbus der *Alitalia*. Ein andermal flogen Sie vielleicht mit *American Airlines* oder *British Airways*. Ist Ihnen aufgefallen, wie unterschiedlich sich das Bordpersonal verhält?

Die junge italienische Stewardess wird sicher ihre Berufsbezeichnung *assistente di volo* (Flugassistentin) ernst nehmen, das heißt, die Maschine fliegt, und sie assistiert. Aber sie ist auch attraktiv, elegant, vornehm, und das in einem Maße, dass ihr Aussehen und ihr Auftreten einschüchternd wirken. Ich erinnere mich da an einen Flug von Mailand nach New York. Die Stewardess der *Alitalia*, eine schöne schwarzhaarige Neapolitanerin, stolzierte auf und ab: ein Model auf dem Laufsteg in neuntausend Metern Höhe. Mein Sitznachbar sah ihr nach und fragte mich dann: »Meinen Sie, ich könnte noch einen Kaffee bekommen?« – »Und das fragen Sie mich? Die da müssen Sie fragen«, antwortete ich, indem ich auf die Stewardess deutete. »Ja, aber ich kann doch nicht Sophia Loren um einen Kaffee bitten«, seufzte er resigniert. Und damit hatte er Recht.

Die schöne Italienerin gab ihre Vorstellung hoch über den Wolken, und niemand wagte es, sie dabei zu stören.

Vergleichen wir doch mit ihr eine englische Stewardess: Die hat nichts von einem Model. Dezentes Make-up, kein Schmuck. Nicht selten ist sie stämmig gebaut, und bis vor Kurzem trug sie noch ein keckes Hütchen, wie man es sonst nur noch bei Eisverkäufern in New Jersey sah. Ihre Absätze sind niedrig und breit, denn sie trägt *sensible shoes*, »vernünftige Schuhe«, wie sie in London heißen. Während sich das *Alitalia*-Personal smaragdgrün kleidet, wagt sich das von *British Airways* an allzu komplizierte Kombinationen aus Blau, Rot und Weiß, oder an Farbtöne zwischen Mayonnaise und Pfirsich, wie sie in der Natur sicher nicht vorkommen. Dafür aber ist die englische Stewardess beflissen und zuvorkommend, eilt hin und her und lächelt jedes Mal. Sie wartet, bis der Passagier den ersten Bissen im Mund hat, um unversehens hinter ihm aufzutauchen und mit strahlendem Gesicht zu fragen: »*Is everything allright?*«

Aber dann passiert irgendetwas. Sagen wir, Sie kippen sich den Kaffee über die Hose. In dieser Situation erleben wir eine brüskie Umwandlung beider Persönlichkeiten, die, wie Sie gemerkt haben, die jeweiligen Nationalcharaktere verkörpern. Die Engländerin erstarrt, weil Sie, der Passagier, vom *pattern*, dem vorgesehenen Weg, abgewichen sind. Sie haben etwas getan, was Sie nicht hätten tun sollen. Und ganz spontan erwacht in ihr die Gouvernante oder Schulleiterin. Sie sagt nichts, lässt Sie aber spüren, dass sie sich ärgert.

Auch die schöne Italienerin verwandelt sich. In der

Not verschwindet die Distanz. Wenn sie gebraucht wird, kommt die Mama zum Vorschein, die Schwester, Gefährtin, Freundin, Geliebte: Sie legt ihren Blazer ab und hilft Ihnen tatsächlich. So schwach und mürrisch sie im normalen Ablauf der Dinge auftritt, so sehr dreht sie nun bei diesem Zwischenfall auf, der es ihr ermöglicht, all ihre Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Was ist aus der unnahbaren Diva geworden? Sie ist verschwunden, wird ersetzt durch ein lächelndes Mädchen, das versucht, sich nützlich zu machen.

Sie meinen, wenn man das so liest, könnte man leicht auf die Idee kommen, beim nächsten Mal wieder *Alitalia* zu buchen, um sich den Kaffee über die Hose zu kippen? Warum nicht? Für eine schöne Italienerin riskiert man schon einmal eine Brandwunde.

So, dann machen wir uns mal auf den Weg. *Are you ready for the Italian jungle?*

Im Straßenverkehr oder Psychologische Studien vor der Ampel

Es heißt allgemein, wir Italiener seien intelligent. Das stimmt wohl. Das Problem ist nur, dass wir es ständig, ohne Unterlass, sein wollen. Staunend beobachten Fremde, was uns so alles in den Sinn kommt, die Einfälle im Sekundentakt, Geistesblitze, Fantastereien, Glanzleistungen an Geistesgegenwart oder auch Pedanterie, kurzum, das ganze Feuerwerk, das italienische Köpfe abzufeuern verstehen. Engländer machen sich vielleicht jede Stunde über irgendwas Gedanken, Amerikaner alle halbe Stunde, Franzosen jede Viertelstunde. Jedenfalls nicht alle drei Minuten, so wie wir; das würde sie aus dem Gleichgewicht bringen.

Dies ist auch der Grund, warum in anderen Ländern Vorschriften und Regeln eher Beachtung finden als in Italien. Das selbstverständliche Akzeptieren einer Norm erscheint uns als Beleidigung unserer Intelligenz. Einfach zu gehorchen, wäre uns zu banal, zunächst wollen wir uns mal Gedanken machen. Denn wir selbst möchten entscheiden, ob irgendeine Vorgabe auf unseren speziellen Fall Anwendung finden kann. Jetzt, in diesem Moment.

Nehmen wir nur mal diese rote Ampel dort. Sie sieht aus wie jede beliebige Ampel der Welt, tatsächlich aber handelt es sich um eine italienische Erfindung. Denn sie

befiehlt nichts, wie naive Menschen glauben mögen, und gibt auch keine Empfehlungen. Nein, sie ist nur der Ausgangspunkt einer Überlegung, die niemals dumm ist, überflüssig schon, aber nicht dumm.

Wenn wir Italiener, oder viele von uns, an eine rote Ampel kommen, registriert unser Gehirn kein Verbot (»Rot! Stopp! Nicht rüberfahren!«), sondern verspürt einen Impuls: So, schauen wir mal, was ist das überhaupt für ein Rot? Ein Fußgänger-Rot? Gut, aber es ist ja erst sieben Uhr morgens, Fußgänger sind um diese Zeit noch keine auf der Straße. Das heißt, dieses Rot ist ein hinterfragbares Rot, ein nicht-wirklich-rotes Rot: Das heißt, wir fahren rüber. Oder ist es ein Rot, das den Verkehr an der Kreuzung regelt? Ja, aber was ist das für eine Kreuzung? Hier hat man einen guten Überblick, man sieht genau, ob jemand kommt, und im Moment kommt niemand. Also ist dieses Rot nur ein Fast-Rot, ein relatives Rot. Was tun? Wir überlegen einen Moment – und fahren rüber.

Was ist aber, wenn es sich um eine Ampel an einer gefährlichen Kreuzung handelt (mehrere, sich schneidende Fahrbahnen, hohe Geschwindigkeit, schlechte Übersicht)? Keine Frage, wir halten an und warten auf Grün. In Florenz – wir werden einen Abstecher dorthin machen – kennt man den Ausdruck »volles Rot«. »Rot« ist ein Begriff aus der Amtssprache, »voll« ist der persönliche Beitrag dazu.

Man beachte, dass solche Entscheidungen nicht leichtfertig getroffen werden. Meist sind sie das Ergebnis logischer Überlegungen, die sich fast immer als richtig erweisen (wenn nicht, kommt der Notarzt).

Diese Haltung nehmen wir zu allen Regeln und Geboten ein, nicht nur der Straßenverkehrsordnung, sondern auch des Bürgerlichen Gesetzbuchs, des Steuerrechts oder der Moral. Man mag das für Opportunismus halten, aber dahinter steht weniger Eigennutz als ein gewisser Stolz. Schon vor fünfhundert Jahren betrachtete sich der italienische Bildhauer Benvenuto Cellini als »in meiner Eigenschaft als Künstler über den Gesetzen stehend«. So weit würde die Mehrheit der Italiener wohl nicht gehen, nimmt sich aber jederzeit das Recht zu einer authentischen Interpretation von Norm und Situation heraus. Der Grundsatz, dass ein Verbot eben ein Verbot ist und eine rote Ampel eine rote Ampel, kann so nicht akzeptiert werden. Jeder sagt sich: Das müssen wir erst mal durchsprechen.

Auf allen Straßen der Welt ist es üblich, dass Autofahrer am Zebrastreifen anhalten. Wo nicht, gibt es entweder keine Zebrastreifen oder keine Straßen. Italien ist da ein Sonderfall. Wir haben sowohl Straßen (die verstopft sind) als auch (verblichene) Zebrastreifen, aber dass Autos dort halten, sieht man selten. Statt dessen wird antizipiert, beschleunigt, verlangsamt, umkurvt. Mal schießt man vor den Füßen des Hindernisses vorbei, mal knapp dahinter. Und der Fußgänger darf sich wie ein Torero fühlen; nur ist der Gegner zu schnell, als dass er auf ihn einstechen könnte.

Hin und wieder allerdings kommt es vor, dass eine Heilige, ein Irrer oder ein Fremder für den Fußgänger anhält. Aber was passiert daraufhin? Die Autofahrer dahinter müssen bremsen und ärgern sich: Jetzt wären sie

um ein Haar aufgefahren. Und wofür? Für einen Fußgänger, der schließlich auch warten konnte, bis die Straße frei war. Der geschonnte Passant wiederum setzt eine pathetisch dankbare Miene auf. Er hat ganz vergessen, dass er im Recht ist, und sieht nur das Nachgeben des Autofahrers, der ihn mit ungewohntem Respekt behandelt hat. Er geht rüber und bedankt sich freundlich. Trüge er einen Hut, würde er ihn ziehen und sich dabei wie ein Bauer in einer Novelle Boccaccios verneigen.

Vor rund dreißig Jahren schrieb ein amerikanischer Journalist: »Fußgänger zu sein, gilt in Italien nicht als schick, sondern zeugt von schlechtem Geschmack.« Sollte sich daran mittlerweile etwas geändert haben, dann höchstens zum Schlechteren hin. In der gnadenlosen Hierarchie der Straße haben sich nun auch Mopeds und Motorroller ihren Platz erobert (Fahrräder nicht, die gelten als Leidensgenossen der Fußgänger). Gewiss sind die Bremsen heute viel besser als damals, aber sich von der optimalen Bremswirkung eines ABS-Systems zwei Meter vor den eigenen Knöcheln zu überzeugen, macht auch nicht froh. Es sei denn, Sie zählen zu den Besuchern, die nach Italien kommen und alles pittoresk finden. Dann haben Sie auch das verdient, was immer Ihnen zustoßen mag. Auf italienischen Straßen müssen Sie auf alles gefasst sein.

So wie sich Menschen mittels Stimmbändern, Zunge, Augen und Händen ausdrücken, schreibt der amerikanische Schriftsteller John Updike, machen es Autos mit Hupen und Scheinwerfern. Ein kurzes Aufhupen be-

deutet »Hallo!«. Ein langer Ton »Ich hasse dich!«. Und ein kurzes Aufblenden besagt: »Fahren Sie, ich warte.«

Was soll man dazu sagen? Updike hat wirklich meisterhafte Romane geschrieben, doch seine Kenntnisse der Autosprache sind eher rudimentär. Schauen Sie sich einfach mal um: In Italien reden Autos nicht nur, nein, sie kommentieren, beleidigen, unterstellen, halten Vorlesungen, flüstern, schreien, protestieren, flehen, weinen, kurz: sie drücken alle Schattierungen der menschlichen Seele aus. Und wir verstehen sie.

Mit der Hupe gelingt es uns, ganze Symphonien zu komponieren. Zwar wird sie nicht mehr ganz so expressiv wie früher eingesetzt, bleibt aber ein ausdrucksstarkes, anspielungsreiches, bei Gelegenheit auch aggressives Instrument. Ein kurzes, trockenes Signal bedeutet: »He, die Parklücke da hab ich zuerst gesehen!«, oder auch, »Wach auf, es ist grün!«. Ein längerer, klagender Ton fragt: »Wem gehört denn der Wagen vor meinem Garagentor?« Zweimal kurz zeigt an: »Ich bin da«, etwa dem Nachwuchs, der gerade das Schulgebäude verlässt. Manch ein Taxifahrer ist gar imstande, mit der Hupe Mitgefühl und Solidarität zum Ausdruck zu bringen. Das ist dann keine Ruhestörung, sondern eine Erscheinungsform überflüssiger Virtuosität. Nicht die einzige in Italien.

Und die Lichthupe? Mit ihr erklärt man nicht: »Fahren Sie, ich warte«, sondern »Warte, ich fahre« (ein Ausländer, der diese Sprache missversteht, wird die Konsequenzen zu tragen haben). Aufblenden auf der Überholspur der Autobahn bedeutet in der Regel: »Weg, lass mich vorbei«. Wird scheinbar unmotiviert aufgeblen-

det, dann zu dem Zweck, vor einer Kontrolle der Verkehrspolizei zu warnen. Dies ist einer der wenigen Fälle, da wir Italiener uns – beglückt, die staatliche Autorität unterlaufen zu können – zusammentun. Sicher, dabei handelt es sich um einen schon fragwürdigen, ja unzivilisierten Gemeinsinn, ein Phänomen, mit dem sich mal jemand beschäftigen sollte.

Wer den chaotischen Verkehr auf unseren Straßen beobachtet, wird nicht umhinkommen, sich über die geradezu philosophische Distanz der Verkehrspolizisten zu wundern. In der Mailänder Innenstadt, die eigentlich für den motorisierten Verkehr gesperrt ist, zirkulieren allerlei Fahrzeuge, mit Sondererlaubnis ausgestattete Mailänder, vor Wut kochende Lombarden aus dem Umland, verwirrte Italiener sowie gewitzte oder verirrte Schweizer. Schauen Sie sich mal die Schlange der in zweiter Reihe geparkten Wagen an: Eine reichte schon, um die Allee zur Gasse zu machen. Und warum greift kein Polizist, keine Politesse ein? Na, weil sie tolerant sind. Und weil sie eingesehen haben, dass sie unmöglich der gesamten Menschheit einen Strafzettel verpassen können.

Noch nicht einmal diese Wächter staatlicher Autorität urteilen auf der Grundlage allgemeingültiger Regeln, sondern setzen sich mit den persönlichen Entscheidungen der Autofahrer auseinander, wobei sie eine Flexibilität an den Tag legen, die Ordnungskräften anderer Länder wohl unbekannt ist. Sie sollten bei einer Auseinandersetzung, wie sie sich bei dieser Gelegenheit leicht entspinnen kann, einfach mal reinhören. Hier

handelt es sich um Mini-Schnellverfahren mit allem, was dazugehört, Staatsanwalt (Polizist), Zeugen (ein weiterer Polizist, Passanten), Rechtsanwalt (die Ehefrau), den üblichen Schutzbehauptungen (»Ich wohne doch direkt gegenüber«, »Ich war nur auf einem Sprung in der Apotheke«) sowie abschließendem Urteil und Urteilsbegründung. Ein echtes Phänomen, diese spontane ambulante Justiz, denn im Unterschied zur regulären – neun Millionen Fälle, die auf ein Urteil warten, acht von zehn Straftaten bleiben ungesühnt – funktioniert sie tatsächlich.

Doch mit der Toleranz ist es wie mit dem Wein: In Maßen genossen tut er gut, zu viel davon ist unbekömmlich. Denken Sie nur an die Autos, die auf der Hinfahrt wie Geschosse auf der Überholspur an uns vorbeijagten. Würden Sie mit den Fahrern reden, könnten Sie feststellen, dass die geltende Geschwindigkeitsbeschränkung auf allen Autobahnen – einhundertdreißig Stundenkilometer – für sie kein Maß ist, sondern Anlass für eine Debatte. Man würde nicht erwarten, dass der Primitivling, der uns vorhin noch an der Stoßstange hing und wie von Sinnen auf- und abblendete, in der Lage sein soll, sich irgendwie zu rechtfertigen. Aber genau das tut er, wechselt von anthropologischen zu psychologischen Argumenten, erinnert an kinetische und juristische Grundsätze, beruft sich auf zu seinen Gunsten sprechende Auslegungen und Fehlertoleranzen und vertraut schließlich auf den Ermessungsspielraum und die Gnade der staatlichen Autorität.

So wie er Auto fährt, müsste man ihn einsperren. So wie er diskutiert, hätte er einen Lehrstuhl an einer Uni-

versität verdient. Der Beamte, der ihm zugehört hat, denkt: »Vielleicht sollte ich hier mal tolerant sein.« Und indem er den einen freispricht, verurteilt er alle anderen.

Im Hotel oder Einzelfälle im Doppelzimmer

In einem Brief nach Hause schrieb D. H. Lawrence:
»Eben deswegen lebe ich so gern in Italien. Die Menschen hier sind so unbedarf. Sie fühlen und wollen. Aber sie wissen nicht.« Papperlapapp. Wir wussten und wissen immer sehr gut, was los ist, auch wenn wir mal die Ahnungslosen spielen.

Nehmen wir nur dieses Hotel hier. Was unterscheidet es von einem amerikanischen Motel? Alles. So ein amerikanisches Motel ist vorhersehbar, wiederholbar, beruhigend, gut und leicht nutzbar. Das italienische Hotel aber – auch das hier in der Mailänder Innenstadt – ist unvorhersehbar, einzigartig, überraschend. Es verlangt Zeit und Aufmerksamkeit und birgt vielerlei Geheimnisse. Wir Italiener erwarten von einem Hotel keinen erlesenen Service, sondern suchen die kleinen Herausforderungen. Es schmeichelt uns eben, ein gutes Zimmer zu ergattern und dann auch noch herauszufinden, wo sich der Lichtschalter an der Wand befindet, den man hinter allerlei Zierrat versteckt hat.

Betreten etwa in Michigan ein Mann und eine Frau ein Hotel, fragt sich der *receptionist* nicht den Bruchteil einer Sekunde, welche Art Beziehung die beiden verbinden könnte (Freunde, Geliebte, Kollegen, Vater und